

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

66 (19.3.1921) Die Mußestunde

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

11. Woche

Karlsruhe, den 19. März

1921

Blühlich sah sie Millionen Frauengesichter, schmerzbehangen.

„Das läßt einen das Unglück leichter ertragen, ertragen. Es geht eben allen so wie mir. Wir müssen ertragen, wir Frauen. Wir haben unsere Männer dem Vaterlande geopfert. ... tar des Vaterlandes“ schmeckte sie mit der Zunge, sah fernhin, versuchte sich den Altar des Vaterlandes vorzustellen. Das gelang ihr nicht.

Immer wieder sah sie den Altar, vor dem sie als Mädchen das erste Abendmahl genommen hatte, sah Kerzen und das Christusbild. „Über Altar des Vaterlandes? Gibts denn das überhaupt?“

Da machte ihr Wesen einen blitzschnellen Sprung zurück zu dem Glauben: „Ich habe meinen Mann auf dem Altar des Vaterlandes geopfert...“ wie alle anderen Kriegswitwen auch.

„Der Altar steht allerdings nicht in einer Kirche, sondern ist ein mit Elektrizität geladener Stacheldrahtzaun, in dem dein Mann hängen geblieben ist,“ versuchte der Schmerz zu klüffern, „also müßte man eigentlich sagen: geopfert im Stachel-draht des Vaterlandes.“

Aus Welt und Wissen

Zeitrechnung nach Nächten und Wintern. Wir sind gewohnt, die Zeitspannen nach Tagen zu berechnen und sprechen daher, wenn wir den Ablauf von einer Woche oder zwei Wochen bezeichnen wollen, in der Regel von acht oder vierzehn Tagen. Diese Zeitrechnung ist indessen keineswegs die ursprüngliche, sondern stammt vielmehr erst aus dem 15. Jahrhundert, wo sie sich ganz allmählich einzubürgern begann. Vor dieser Zeit rechnete man nicht nach Tagen, sondern nach Nächten! Den alten Germanen erschien nämlich die Nacht mit ihrer Mysterie und dem Wunderglauben, den man mit ihr verknüpfte, viel bedeutungsvoller als der Tag, und so kam es, daß man ursprünglich nicht die Tage, sondern die Nächte berechnete, von acht oder vierzehn Nächten sprach und über „Jahr und Nacht“ sagte, statt wie wir es heute tun, über „Jahr und Tag“. Die Bezeichnung der zwölf Nächte, der auf dem Lande auch heute noch vielfach als unheimlich geltenden Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, ist noch ein Überrest dieser altgermanischen Zeitbestimmung.

Auch die Berechnung nach Jahren war in jener Zeit noch unbekannt, da die Germanen keinerlei Himmelsrechnung trieben. Um den Ablauf der Jahresfrist gleichwohl bestimmen zu können, rechnete man allgemein nach Wintern. Je ein Winter bezeichnete ein volles Jahr, und man sprach also z. B. nicht von zehn Jahren, sondern von zehn Wintern. Dieser Brauch erhielt sich sogar verhältnismäßig lange und noch bis weit in die neuere Zeit hinein rechneten die Landleute in manchen Gegenden ausschließlich nach Wintern, statt nach Jahren.

Wie das Saccharin entdeckt wurde. Die hohe Süßkraft des Saccharins führte zu seiner Entdeckung durch Fahlberg. Der im Jahre 1857 verstor. ne deutsche Chemiker erzählte, wie die „Chemisch-Technische Wochenschrift“ in Erinnerung bringt, darüber folgendes: Im Sommer 1857 war er in dem Laboratorium der Johns-Hopkins-Universität zu Baltimore mit Versuchen zur Darstellung bis dahin noch unbekannter organischer Körper beschäftigt. Eines Abends fiel ihm zu Hause beim Essen der süße Geschmack eines Brotes auf, er bemerkte aber bald, daß dieser von seinen Händen herrührte, obwohl er sie nach Beendigung der Laboratoriumsarbeit gewaschen hatte. Er eilte in das Laboratorium zurück und durchstöberte sämtliche auf seinem Arbeitstisch befindlichen Gläser und Schalen; dabei fand er, daß der Inhalt eines der Gläser auffallend süß schmeckte. Die chemische Analyse ergab, daß es sich um das später von Fahlberg Saccharin genannte Benzoesäurekalksalz, also einen Abkömmling des Benzols handelte. Im Jahre 1854 gründete dann Fahlberg die erste kleine Saccharinverfabrik in Neuport, um zwei Jahre später die Fabrikation auf deutschem Boden im großen zu beginnen.

Eine Handvoll Funken, die nichts gelernt haben, als ein hübschen Mohlaufscherei, Weitschlagen, Weberspiel oder sonstige plumbe Schelmensfüße, womit man höchstens nur Bauern auf Jahrmärkten überdölpeln kann — diese wägen damit ein ganzes Volk bedören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfinden hat und die Buchdruckerkunst und die Kritik der reinen Vernunft.

Schiffleiter: Hermann Winter. Bild und Verlaag von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Lützenstraße 24

Rätsellecke

Buchstabenrätsel

U N P Q L.

Kreuz-Rästel

1 2
3 4

Freißt du viel 1, 2 und auch schön
Bistst sicher du viel 4, 1 sehn,
Aus dem man in des Winters Zeiten
Schon längst weiß 3, 1 zu bereiten.
Nicht ekbar ist 2, 4 und hart,
Auch 3, 4 nie gegessen ward,
Doch sind die beiden stets dabei,
Wenn man erlichten will 4, 2.

Reinergänzungsrästel

Du mußt im Leben dich wacker —
Denn rasch verfliegen die Mi —
Und hast du nicht schnell dich zur Arbeit ge —
So werden aus Minuten —
Aus — — Tage, aus Tagen ein —
Aus — — ein Leben, das müßig —.

Scherz-Rästel

Ein Tier, sowie ein weiblich Wesen,
Des ohne Kopf, — das ohne Fuß
Und als ein einzig Wort gelesen,
Als Stadt in Holland findest du's.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 10. Woche

Wiberrästel: Verdämtheit ist ein Geschäft des Verstandes.

Unterstell-Rästel: Sperling.

Besuchstorten-Rästel: Bierbrauerei.

Buchstaben-Rästel: Loben, Loben.

Nichtige Lösungen gingen ein: Käse Mehl, Georg Hammer, Frau Röhrig, Karl Däferner, Luise Däferner, Irma Göring, Friedrich Weiß, Fritz Vobed, Wilhelm Kober, August Vobed, Will Veiter, August Glunz, Ad. Schneider, Willibald Fröh, Karlsruhe; Frau Lina Waly, Grödingen; Franz Hessel, Hohenfels; H. Duff jun., Ottenau; Fr. v. Linder, Hagenfeld; S. Storch, Durlach.

Witz und Humor

Zeitgemäßes Inserat. Angesichts des neuen Posttarifs rufe ich allen meinen Verwandten und Bekannten auf diesem Wege ein herzliches Lebenswohl zu. August Schuler

Eine Lehre. Wirt: „Sie kamen ja ganze drei Tage nicht zum Abendessen, Herr Märgelmann. Haben Sie anderswo gespeist?“ — Stammgast: „Ja, ich mußte. Aber es war teuer und schlecht.“ — Wirt: „Na, sehen Sie, das hätten Sie bei mir auch haben können!“

Namhaft. Im Kaffeetränckchen sagt die Mutter zu ihrer Tochter: „Göschchen, wie oft hab ich es dir schon gesagt, du sollst die Tante nicht unterbrechen! Wenn du etwas zu sagen hast, so mußt du warten, bis sie eine Pause im Reden machen!“ — „Aber sie machen ja keine Pause!“

Vorübung. Professor Meher vertritt in der ersten Klasse des Lyzeums. Die Backfische nehmen von seinem Eintritt wenig Notiz und erheben sich nicht von ihren Plätzen. — „So ist's recht,“ meint der Professor, „üben Sie sich nur rechtzeitig im Sitzenbleiben!“

Die Rave. In der Universitätsklinik in W. wird eine Frau eribunden. Das erste Kind hat glücklich das Licht der Welt erblickt — ein zweites soll noch folgen. Der Assistenzarzt macht die Wöchnerin darauf aufmerksam, daß sie Mutter eines Zwillingspaars würde. Die Wöchnerin sieht ihn verständnislos an: „Aha, det is ja gar nicht meecht!“ erklärt sie mit Nachdruck. „Aber gewiß,“ beteuert der Arzt, der ob ihrer bestimmten Worte ganz perplex ist. Und dann kommt es zögernd heraus: „Aha, det kind von mein'n Schwager erwarde ik doch erst in 6 Monaten!“ (Simplicissimus.)

Opferblut

Von Franz Diederich

Opferblut in düstren Tropfen fällt auf deine Flüße tot,
an die Türen hörst du klopfen leidverfürt die grimme Not.
Menschenqual, die wilden Flügel über alle Welt geblamt,
Sprengt, den schwarzen Tod am Hügel, feuertambfend durch das Land.

Angeschirrt gepfeiften Klanken wühlst der Eisenflug der Zeit,
Festenzäbe Schollen anfen aufgerissen erdenweit.
In die Kirchen tiefgebrochen sidert beßes Menschenblut,
Schöpfungneue Werkelwochen Schließen braulend Lebensglut.

Heilig ist des Glends Gellen! Heilig, wer in Not erstarrt!
Durch der Zukunft Saatenwollen raucht der Ruhm der Gegenwart.
Sturz und Tod sind Körnerfallen. Saatenwurf jerkurfter Zeit,
sonnenstolze Wehrenhallen gründet blutgefäß das Reid.

Sparen!

Von Emil Rosenow

In dem großen Arbeitsaal klapperten und schnurrten die Strickmaschinen. Es war Spätnachmittag, und auf den Gesichtern der siebzehn Arbeiterinnen, die vor den Maschinen standen, sah man die Abspannung eines langen Arbeitstages. Mechanisch schalteten sie die Maschinen aus, um einen zerrissenen Faden zu knüpfen oder sonst dem rastlosen eifrigen Arbeiter nachzuhelfen.

Es begann schon allgemach zu dämmern. In den entfernteren Saalecken brannten bereits die Lampen; es war ein trüber Tag, und wenn einmal ein paar Maschinen stillstanden, hörte man die Regentropfen auf die Oberflächer der Saaldecke fallen, ein einformiges Geräusch, das aber alsbald wieder von dem sinnbetäubenden Geklapper der Strumpfmachinen übertönt wurde.

In einem Holzverschlag am andern Ende des Saales hantierte der Werkmeister. Auf seinem Arbeitstische hatte er dicke Bäden liegen, die er öffnete; er nahm das Garn heraus, prüfte und fortierte. Oder er nahm einer Arbeiterin die fertigen Strumpflängen ab, betrachtete und bekräftelte sie, schnauzte über fehlerhafte, liederliche Arbeit, um schließlich den Arbeitslohn mit größeren oder geringeren Abzügen in das hervorgelegte Lohnbuch der Arbeiterin einzutragen. Dann gab er die Längen weiter an andere Maschinen, mit welchen die Fersen angestrickt wurden, darauf die Füße, bis schließlich der Strumpf fertig zurückkam.

Derweilen rückte der Abend immer weiter vor. Der Werkmeister blickte auf die Saaluhr, und da es fast halb Sechs war, flackte er seine fleischigen Hände gegeneinander und schrie in den Saal:

„Aufhalten! ... Macht die Maschinen rein!“

Eine nach der andern begannen die Arbeiterinnen ihre Maschinen anzuhalten, und nach etwa fünf Minuten stand auch die letzte still, während die Treibriemen leer um die Räder der Transmission fausten. Im Richte der Lampen sah man einen feinen Staub durch den Saal ziehen, der sich beim Bearbeiten des Garnes entwickelt hatte und den Raum erfüllte. Durch die geöffneten Fenster strich eine feuchtkühle Abendluft herein und trieb den stickigen Dunst aus dem Raume.

Die Hände in den Hosentaschen schritt der Werkmeister brummig zwischen den Arbeiterinnen her, die jetzt die jetzigen Butklappen handhabten, sah darauf, daß die Maschinenreinigung gründlich war, und trieb zu hastiger Tätigkeit an. Sie wollten wohl, daß der Fabrikinspektor sie noch treffe, wenn er wieder mal gleich nach halb Sechse in die Fabrik gekleckst käme! Aber an der verdamnten Ueberstundenwirtschaft seien sie bloß selbst schuldig durch ihre Faulenzerei, und „der Herr“ werde wohl noch so weit kommen wie die Konkurrenz, das heißt, den Arbeiterinnen das „Lampengeld“ einfach vom Lohn abzuziehen.

Schließlich war bei solchem Gezänk die ganze Arbeit doch getan. Die Lampen wurden ausgeföhcht, und während die Arbeiterinnen den Ankleideraum aufsuchten, lag nun der Saal dunkel und still da, schier wie im Schlafe.

Als die Mädchen und Frauen angekleidet waren, spazierten sie sich über den Hof zu kommen, auf dessen anderer Seite das Kontor des Strumpffabrikanten Willishöfers lag. Heute, zum Sonnabend, war Vohntag. Es regnete stark. Die Kontortür war verschlossen; denn die drinnen hatten noch nicht zu Ende gerechnet.

So mußten die Arbeiterinnen eine ganze Weile im Regen stehen. Man ließ sich und schimpfte laut über die Rücksichtslosigkeit. Aber 'ne Strumpfwirkerin, das war auch mal was! Die ließ man getrost 'ne Stunde im Regen stehen und nachher durfte sie sich auch noch die Hälfte vom Lohn abzuziehen lassen! Bis schließlich das Fenster aufgerissen wurde und der junge Willishöfer hinauslief, wenn die verdamnte Schupperei an der Tür nicht aufhöre, gäbe es heute überhaupt keinen Lohn, und verschiedene wollten wohl hinausfliegen.

Nach einigen Minuten wurde endlich die Tür aufgeriegelt, und die Arbeiterinnen drängten hinein. In dem niedrigen Kontor mit der verträucherten Decke sah man den Buchhalter hinter dem Rechenstisch sitzen. Zwei junge Leute saßen an den Wulsten. „Der Junge“, Willishöfers Sohn, musterte mit blaßem Gesicht die Mädchen und pafste dabei den Quarm seiner Amborte in die Luft, während „der Alte“, die Brille auf die kahle Stirn geschoben die schmalen, blutlosen Geizerlippen fest zusammengepreßt, hinter dem Rechenstisch auf und ab ging und jeder ausgezahlten Lohnlumpne einen bedauernden Blick nachwarf.

„Wieviel ha'm Se?“ fragte er die erste unter den Angelohnten und gaffte nach dem Lohnbuch. „Sechse fünf- unddreißig. Guckt nur, da kommen Se ja im Monat auf fünfundsanzig, sechsundsanzig Mark. Wist Sör, was die Konkurrenz fürs Dukend zahlt, hä? Bei mir verdient 'ne Arbeiterin noch was, aber Anerkennung... is nich!“ „Wie're dreißig,“ zählte der Buchhalter einer Arbeiterin hin.

„Der Abzug!“ widersprach das junge Mädchen schüchtern. „Das is zuviel. Ich mußte über Fünfte kriegen, ich hab auch schon mit dem Werkmeister gestritten mit“

meiner Maschine kann keine Arbeiterin zu Hande kommen."

"Der Junge" am Fenster schlug wild auf Bult und krächte herüber: "Weiter, weiter! Wir ha'm hier keine Zeit. Hier werden keine Reden gehalten... einfach! Bist's einer nicht... Da!" Er wies auf die Tür.

"Der Alte" war dicht vor die Arbeiterin hingetreten, und schlicht tief gekränkt, meinte er: "Was verstehen Sie junges Ding von meinen Maschinen? Denkt Ihr heute etwa, ich stell Euch 'ne neue Konstruktion hin, wenn ich das Geld aus den alten Maschinen noch nicht raus habe? Und jetzt, wo wir Strumpfabrikanten Geld drauf legen müssen und auf Lager arbeiten lassen seit Jahr und Tag, hä? Wenn Sie sich zurecht kommen mit meinen Maschinen, so brauchen Sie Montag nicht wiederzukommen. Fertig, Feuerbach!"

Das junge Mädchen strich wortlos und eingeschüchert den Lohn ein. Willishöfer-Sohn sah ihr, breit auf das Bult gestemmt, nach.

"Neue Maschinen!... Als ob das so leicht wärel! Kosten 'n Heidengeld, und wenn sie dassteht, geh die Rudersch nicht und man kriegt den Monteur nicht aus der Bude raus."

"Und wenn Ihr auch neue Maschinen habt," eiferte der Alte, „so könnte Ihr doch nicht damit umgehn! Wie ich noch 'n kleiner Strumpfwirker war, kannte man die heutigen Maschinen überhaupt noch nicht! Wir mußten treten und schütten an den Holz-Strumpfwirker bis in die Nacht nein. Ich hab als kleiner Faktor in meinem Strumpfwirkerbüro gelesen und hab die Strümpfe auf dem Buckel und auf der Karre zum Großhändler geschafft, bis ich größer und größer geworden bin und selber als Fabrikant anfangen konnte. Savoll, ich bin 'n selbstgemachter Mann! Wie nennen das Amerikaner, Rudolf, hä?"

Der Junge kehrte sich ärgerlich ab. Zu dumm. Mühte es denn jeder wissen, daß sein Vater bloß ein ehemaliger Arbeiter war! Er blätterte in den Lohnbüchern.

"So eine Schlumperei!" schnauzte er. „Sch nur mal einer die Strafen an! Wegen Zutrittverwehrens am Montag: zwanzig Pfennig... Am Donnerstag schon wieder... wegen Widerredens. Und dann die Niederlichkeit! Während der Arbeit die Haare gefämmt... Während der Arbeitszeit die Böpfe gedreht... Wegen Schwägens während der Arbeit. Und die beschweren sich noch über Abzüge!"

„Das ist auch so 'ne Unart, das Haaremachen," kritzelte Willishöfer. „Bei Benzheimers hat die Transmiffion 'ner Arbeiterin gleich die Haare mitkam der Kopfhaut weggerissen. Das kommt davon! Da schreiben sie in den Heftblättern von mangelnder Schutzvorrichtung. Ne, an Euch liegt's! Könnt Ihr Euch nicht zu Hause die Haare machen?"

Durch die Reihen der Arbeiterinnen ging ein unwilliges Gemurmel. An der Tür sagte eine halblaut: „Wenn's schon halb sieben losgeht und man 'ne Stunde Weg hat.“ „Wer spricht da von der Arbeitszeit?“ rief der Alte scharf. „Bist's einer nicht, dann adje! Elf Stunden steht in der Geberverordnung... Aber Ihr wollt ja gar nicht machen!"

„Für den Tanzbumms is Zeit genug," knurrte der Sohn. „Dafür is's nie zu spät.“

„Herr Willishöfer," sagte eine ältere Arbeiterin, der der Buchhalter eben den Lohn hinaushaltete, „Sie entschuldigen, aber der Werkmeister hat mir diese Woche solche Abzüge gemacht... Dabei kann ich mich befehen. Das Garn is doch jetzt der reine Zunder, jeden Augenblick muß man aufhalten...“

Willishöfer riß den Mund auf und zog die Schultern hoch. „Wie, mein Material soll nicht tangen? Ja, denken Sie denn, daß ich Ihnen erste Qualität zu verarbeiten geben kann bei den Preisen? Ihr Leute, Ihr wißt 'nen Trick, wie's jetzt uns Fabrikanten ergeht. Der Artikel is ja herunter... O je, o je! Ihr solltet mir mal dabei sein, wenn die amerikanischen Einkäufer kommen. Sie laden einem geradeweg ins Gesicht, wenn man überhaupt was verlangt. 'n elegantes Fasson, 'n schönes Diamant-schwarz... und billia, billia! Der Strumpf kann beim

Anziehen zerreißen... schad nicht, nur kosten darf er nicht. Was bleibt denn da für Arbeitslohn und für Verdienst für mich übrig, hä?"

Er war lamentierend hinter dem Jährling des Buchhalters hin und her gelauert. Jetzt blieb er mit einem Knucke stehen, legte den Finger an die Nase und sagte langsam:

„Das könnt Ihr Euch alle merken, die Ihr hier seid, 'n paar Pfennige Lohn mehr, nicht Euch gar nicht. Das Sparen, das is de Hauptsache; die rechte Sparbarkeit, versteht Ihr?... Ich bin selbst 'n ehemaliger Arbeiter und ich weiß, daß 's manchmal dem Arbeiter traurig geht. Und doch hab ich 's zu was gebracht! Ich hab auch nicht alle Tage 'nen Hundertmarkschein auf die Spartasse tragen können. Aber jetzt mich heute an! Und ich sage: 'nen Fünzigger kann sich jeder Arbeiter die Woche sparen. 's fällt hier was ab und da was ab, und in 'nem Jahr sind 'n paar hundert Mark beisammen. Setzt Ihr's 'n paar Jahre durch, so sind's 'n paar tauende Mark... Ihr könnt 'n Geschäft anfangen, und auf einmal habt Ihr 'n gesichertes Auskommen. Da mögen die Heiser kommen, ich sage: die Sparbarkeit hilft auch heute noch dem Arbeiter vorwärts.“

Seine Stimme hatte einen weichen, biedern Klang bekommen. Er sprach als Freund seiner Leute und niemand widersprach ihm...

Die Lohnzahlung war beendet. Langsam verließen die Arbeiterinnen das Kontor. Auch der Buchhalter und die jungen Leute entfernten sich; Willishöfer, Vater und Sohn, waren allein.

Der Alte machte sich im Geldschrank zu schaffen, der Sohn aber las im „Confectionär“ und im „Deu goods Economist“ mit lauter, wichtiger Stimme über das Neuhorfer Geschäft in Strumpfwaren und die schlechten Ausblicke für kommende Abzählhilfe. Nur wenn die deutschen Großhändler durch niedrige Preise...

Doch der Alte unterbrach ihn: „Natürlich... niedrige Preise! Das wird ja alle Jahre in die Zeitungen gesetzt, damit wir nicht fordern, wenn die amerikanischen Einkäufer kommen. Aber mir machen sie nicht weis. Die Strumpfforschung kenn ich aus dem ff und die Hauptsache is, daß wir in zwei Monaten viel Lager ha'm und Preise machen können. Wir müssen mehr und billiger produzieren.“ Der Junge nickte. „Aber wie?"

„Aber wie?“ Der Alte trat an das Bult und steckte ein pfiffiges Lächeln auf. „Das will ich Dir sagen. Die Konkurrenz hat die Löhne schon reduziert. Der Loerier spart jetzt wöchentlich fast zweihundert Mark allein am Rohne. Nächste Woche breche ich auch ab, um zehn Prozent... 's gibt jetzt Arbeiterinnen genug in der Stadt, sie werden sich's schon gefallen lassen müssen. Was wir am Rohne sparen, dafür stellen wir zwei neue Maschinen auf. So schaffen wir mehr und billiger...“

Er bemerkte mit Genugtuung, wie sein Sohn seine überlegene Geschäftskennntnis bewunderte. Umständlich schloß er den Geldschrank ab. Da brach der Junge plötzlich in ein fröhliches Gelächter aus. „Nanu...!“

Doch der Junge lachte immerzu. „Nimm's nicht übel, Papa... aber ich verstehe bloß nich... Die Löhne sind schon so herunter, wir kriegen's fast nich billiger. Wenn De nu noch mehr abdrückst, wie stimmt denn das mit Deiner Spartheorie...? Bobon sollen sie denn da noch sparen?"

Einen Augenblick war der Alte verblüfft; dann brach er auch in Gelächter aus. Nur Klang es bei ihm nicht mehr wie bei dem Sohn. Aber bald war er wieder ernst.

„Siehste, Audi, das is doch so: man muß den Leuten 'ne Hoffnung geben. Die, die noch 'ne Hoffnung haben, mit denen läßt sich am besten auskommen. Und wenn's auch bloß 'n paar Pfennige sind, die Hoffnung hält sel Kammit 's glauben, heututage muß 'n Geschäftsmann auch mit den Arbeitern rechnen, wenn er seinen Profit machen will... Ich mach schon meinen Profit.“

Und leise sichernd schloß er mit seinem stehenden Geschäftsbuch: „Man kommt schon noch zu was, wenn man den Leuten ein wenig auf die Strümpfe hilft!“

Filmdörfer

Wollen Sie, fragt ein Mitarbeiter der „Süddeutschen Zeitung“, mit mir eine Reise nach Ophir, dem fabelhaften Goldland machen? Ich gebe Ihnen zu, die Verbindungen dahin sind von Deutschland aus ungenügend, und bei dem Stand unserer Welt wird die Reise nach jedem Goldland sich etwas kostspielig gestalten. Indessen, diese Reise kann ich Ihnen billiger verschaffen. Es handelt sich um einen Ausflug nach der Filmstadt Ophir, die für die Zweite photographische Aufnahme auf dem märkischen Boden geschaffen ist, und dazu genügt eine Stunde Fahrt auf der Berliner Ringbahn. Da können wir sehen, wozu die Großmacht des Films heute imstande ist, und wie die Millionen Kapital, die in ihre angelegt sind, arbeiten. Rund um Berlin sind eine ganze Reihe Filmdörfer entstanden, in denen beständig die Photographen arbeiten, und eins der malerischsten ist Woltersdorf im Osten, bei dem sich das erwähnte künstliche Ophir befindet.

Wir sind bei der Eisenbahnstation Ecker, jedem Berliner Ausflügler wohlbekannt, ausgezogen und gehen in nördlicher Richtung auf bequemer Landstraße dahin. Wir sind im Lande der Kiefernwälder und der Seen, die jetzt alle eine Eisbede tragen. In der Luft ist ein beständiges glühendes Schneegemitter, es flaut von den Bäumen, die die Landstraße begleiten, die Telephondrähte in der Luft, dicht bereist, schimmern in der Sonne wie Silberketten, unter den Bäumen löst der leicht gefrorene Boden. In den Wäldern ist alles still; man denkt an die harte, alke laute Luft des Sommers, an das Rären der Ausflügler, die nun verschwunden sind. Doch die weißen Seen im Frange der dunklen Wälder erscheinen doppelt schön jetzt; die Serbeit der märkischen Landschaft hat Farbe bekommen und wirkt auf die Seele beruhigend und reinigend. Fremde Wunder werden in diese einfache märkische Landschaft hineingezaubert.

Gleich hinter Woltersdorf, wo mehrere Erdkellen am Ufer eines Sees sich zu einer Hügelandschaft emporheben, erscheint umweht der Grundstrasse eine phantastische Fassade, die wie ein urklimlicher grauer Tempel in die Landschaft hineinragt. Es ist die Tempelfassade Ophir, die für die Aufnahmen des großen Films „Die Herrin der Welt“ aufgeführt ist. Wir dringen, nachdem wir dazu die Erlaubnis erhalten haben, in die geheiligte Umzäunung der Filmstadt ein, wo viel zu sehen ist. Aus Dachpappe, aber auch aus Holz, Marmor, Zement und Baustein sind hier die Illusionen aufgeführt, die der Umbelmann auf die Leinwand bringt. Gleich vor uns ist die afrikanische Stadt, die die Vorhalle des alten Ophirs erneuert muß. Da steht auf einem Hügel die Tempelfassade, mindestens 20 Meter hoch, zu der zwei gewaltige Steintreppen für die festschlichen Aufzüge und dergleichen hinaufführen. Unten sind alte Tore mit ägyptisch stilisierter Ornamenten gebaut, Trimmerhäuser mit Säulenreihen und Zuchsteinen liegen daneben.

Dann sieht man ein afrikanisches Negerdorf mit höchst naturgetreuen runden Strohhütten sowie Erdhöhlen, wie sie dort üblich sind. Ein kurzer Weg führt uns nach der am anderen Ende gebauten Chinesenstadt hinüber. Hier sind richtige chinesische Häuser und Pagoden mit geschweiften Dächern, Inschriften in chinesischer Schrift und mit grün glasierten Ziegeln aufgeführt. Ein fabelhaftes, etwa acht Meter hohes Angelium, halb Hund, halb Drache, blickt schneebledend in die friedliche märkische Landschaft wie eine unwahrscheinliche Märchengestalt hinein. Wo sind aber die Menschen dieses Märchens? wird man fragen. Wir sehen sie augenblicklich nicht, aber sie waren bis vor kurzem da, edle Chinesen und Afrikaner, die die Straßen dieser Stadt bevölkerten. Sie sind wieder entlassen, nachdem man ihre Dienste nicht mehr brauchte, und sie bieten sich jetzt wohl auf den Kinobühnen Berlins für andre Abenteuer an, Dergleichen ist dort immer zu haben.

Die egyptischen Bauten in Woltersdorf sind mit viel Geschmack und in genauer Nachahmung der fremden Muster aufgeführt. Das Kubikum veriangt heute von der Filmregie die selbe Stille wie vom Theater, und Herr Meyer vom Kurfürstendamm wäre untröstlich, wenn die Dubaray in einem Bette Still Ludwig 15. geführt. Darum sind solche Filmstädte bereits große Schaun- und Prüfungsfelder für den Geschmack des Spielleiters, der hier seine Massen odnet, fornt und zur entscheidenden Schlacht vor die Kamera des Photographen führt. Sie sind manchmal ein recht spärliches Material, diese Massen! Das wissen die Spielleiter auch von den andern Filmdörfern und Filmstädten um Berlin. Auf dem Tempelhofer Felde, das eigentlich noch in der Stadt Berlin selbst liegt, hat man für den Dubaray-Film das Paris der Revolutionszeit in sehr verfeinertem Format aufgeführt, nachdem vorher dort eine spanische Stadt entstanden hat. In Neubabelsberg bei Potsdam ist ein Still Orient aus der Erde gestampft worden, und der älteste Orient, das alte Nubien, ist mit Tempeln von Memphis in den Nebbergen im Norden Berlins neu entstanden. Weisenfee hat sich eine Art Nubien im Kleinen geleistet.

Wie man sieht, ist die deutsche Landschaft im Begriffe, durch das Filmbauen gründlich und nützlich umgestaltet zu werden. Wozu haben wir denn auch unsere viele Bildung? Reisen können wir bei dem heutigen Markwert im Ausland doch nicht mehr. Den Ersatz dafür bieten uns die Kassenausstattungsfilme.

Für unsere Frauen

Die Kriegswitwe

Wir entnehmen diese Skizze dem interessanten Buch „Der Mensch ist gut“ von Leonhard Franke. Das Werk ist während des Krieges erschienen, doch mußte Franke das Buch im Ausland drucken lassen, weil der Genjor in Deutschland das Erscheinen nicht zuließ.

Ihr Mann war Versicherungsagent gewesen, war gefallen, gestorben. Kopfschuß.

„Die Kugel hätte ihn auch in die Brust treffen können, ins Herz, in die Lunge. Die Kugel hätte ebenfogat... den Magen meines Mannes zerfetzt oder die Wirbelsäule zerplittern können. Der eine sticht so, der andere so. Das ist ganz gleich. Tot ist tot... Oder ein Vojonettisch in seinen Unterleib, daß mein Mann seine Gedärme, die er nie gesehen hatte, noch ein paar Minuten hätte betrachten können.“

Unwillkürlich legte die Frau schüßend die Hand auf ihren hohen Unterleib: das Kind des toten Vaters bewegte sich.

„Versicherungsagent... Er hätte ebenfogat, irgend ein Handwerker, Kaufmann, Arbeiter, Beamter, Gelehrter sein können, ganz gleich, was die Kugel hätte ihn doch getroffen... Saukte auf meinen Mann zu und machte keinen Bogen um ihn herum, machte natürlich keinen Bogen um den Armen Versicherungsagenten herum. Die Kugel wußt ja nicht aus. Kräftig leben... Ich, eine Versicherungsagentenwitwe, könnte ebenfogat eine Beamten- oder Arbeiterwitwe sein. Zwischen mir und allen andern gibts keinen Unterschied. Ich bin eine Kriegswitwe. Wie alle. Eine Kriegswitwe... Und wenn meinen Mann eine Granate so zerfetzt und in die Luft gesprengt hätte, daß nicht ein Teilchen seines Körpers mehr zu finden gewesen wäre? Ganz gleichgültig! Tot ist tot... Mein Schicksal ist das Schicksal von Millionen Frauen. Einen Unterschied gibts gar nicht zwischen mir und allen andern Frauen... zwischen mir und der Nachbarin, die an der Ecke wohnt und seit drei Wochen auch keinen Mann mehr hat, zwischen mir und den... Ja wieviel Frauen sind denn? Zwei Millionen vielleicht, die in ihrem Zimmer sitzen und, wie ich, an ihren toten Mann denken? Zum Fenster hinaussehen und an ihren toten Mann denken, Staub wischen, Kinder warten, Strümpfe striden, Kochen, auf die Arbeit gehen und an ihren toten Mann denken, — an ihren toten Mann denken — toten Mann denken. Zwei Millionen vielleicht? Zwischen all denen und mir gibt es keinen Unterschied. Unsere Männer sind tot... Der Nachbarin ihr Mann ist in einem Lazarett gestorben. Meiner durch Kopfschuß. War sofort tot. Ganz gleichgültig... Kopfschuß! In die Stirn? Vielleicht bei der Nasenwurzel hinein? Oder durch sein Auge? Durch sein Auge? Ja, aber was geschah mit seinem Auge? Mit seinem lieben Auge? Mit dem Auge meines lieben Mannes — — — Ist ja ganz gleichgültig; es ist ganz gleichgültig, ob das Auge, die Brust, die Lunge, das Gehirn, der Unterleib zerfetzt wird. Tot ist tot... Millionen Kriegswitwen sitzen wie ich da und stellen sich vor, wie der Mann eigentlich gestorben sein mag. Es ist aber ganz gleich, wie er den Tod fand. Hand? Sucht man denn den Tod? — — — Und ob er jetzt Schlosser oder Student, Fabrikarbeiter oder Bauer, Gelehrter oder Beamter gewesen wäre, ganz gleich. Das ist ganz gleich... Es geht Millionen Frauen so wie mir. Gott sei Dank!“

„Wie so denn Gott sei Dank?“

Sie stand schmerzlich auf; die Hand blieb auf die Lippen, taute geküßt. „Das lindert... Was lindert?“... „Doch, das lindert. Es ist doch ein Unterschied, daß es nicht mir allein, sondern Millionen Frauen so geht. Ein bedeutender Unterschied. Der Unterschied ist sehr groß. Und es lindert. Ich würde es einfach nicht ertragen, wenn es mir allein so ginge. Sich das nur vorzustellen! Könnte ich es denn ertragen? Ich ganz allein! Das wäre unmöglich... Es geht Millionen Frauen so wie mir.“

Sie stand schmerzlich auf; die Hand blieb auf die Lippen, taute geküßt. „Das lindert... Was lindert?“... „Doch, das lindert. Es ist doch ein Unterschied, daß es nicht mir allein, sondern Millionen Frauen so geht. Ein bedeutender Unterschied. Der Unterschied ist sehr groß. Und es lindert. Ich würde es einfach nicht ertragen, wenn es mir allein so ginge. Sich das nur vorzustellen! Könnte ich es denn ertragen? Ich ganz allein! Das wäre unmöglich... Es geht Millionen Frauen so wie mir.“